



Uebrigens sind die Jader sogar zu schweren Arbeiten und bis in Klimate wie die des Mittelmeeres zu verwerthen. Die englischen Postdampfer, welche allwöchentlich von Indien nach Venedig gehen, haben eine durchweg indische Besatzung. — Nur die oberen Officiere sind Engländer.

Tritt Indien mit Europa in industriellen Wettbewerb, was ja im Beginnen ist, so müssen sich die Preise der Arbeitskraft ausgleichen. Bleibt das System der freien Concurrenz bestehen, so wird der Lohn der Arbeiterklasse auf das Niveau des notwendigen Unterhaltes für dieselbe herabgedrückt. Dies ist nun einmal jenes eiserne Gesetz, das nicht Passalle erfunden, sondern das die Natur der Dinge selbst in der Natur der liberalen Oeconomienlehre, Adam Smith, Ricardo, Malthus vor 80—100 Jahren begründet haben. Ausschlaggebend ist hierfür die Rate des notwendigen individuellen Unterhaltes der überwiegenden Mehrzahl der Arbeiter. Die Minorität muß sich da dem Gesetze fügen, das für die Majorität gilt. Daraus folgt, daß bei jener Voraussetzung freier Concurrenz und des Wettbetriebes zwischen Europa und Asien in der Herstellung von Massenproduction derselben Industrie-Art, die Jader ihre Lohnrate den europäischen Arbeitern aufzwingen müssen. Dies würde für letztere geradezu der Hungerlohn sein.

Rechnen wir wieder mit benannten Zahlen! Als europäische Productivländer kommen in Betracht Scandinavien, Holland, Belgien, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Schweiz, Italien, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Griechenland. Rußland exportirt ja noch nicht und ist halbasiatisch. Diese Länder haben 218 Millionen Einwohner, von denen ein relativ größerer Theil dem nicht in der Production thätigen Stande der Rentner, Beamten, Aerzte, Lehrer etc. angehört, als dies in Asien der Fall ist.

Nachdem Asien ein Industraland geworden sein wird, haben wir zu rechnen mit China, Japan, Siam, Afghanistan, Persien, Kleinasien. Diese Länder haben 718 Millionen Einwohner, von denen ein größerer Theil der arbeitenden Klasse angehört als in Europa.

Traten diese Massen mit uns in freie Concurrenz, so hungern sie uns aus, zumal sie Rohmaterial für manche Industriezweige billiger zur Hand haben als wir. Daß wir dann noch sollten Rohbaumwolle von Indien noch Liverpool holen, sie dort in Kattun verwandeln und dann nach Indien verkaufen können, daran ist ja gar nicht zu denken.

Wir stoßen nun auf die höchst interessante Frage, wie sich Europa diesen in der Natur der Dinge begründeten Verhältnissen gegenüber zu verhalten hat. Diese Frage wird für Oesterreich-Ungarn sofort eine sehr praktische, weil es eben mit jener neuen Welt in die innigste Beziehung tritt als Grenzland. Bei der demnächst in Oesterreich vorzunehmenden Revision der Gewerbeordnung, ebenso beim Abschlusse neuer Handels- und Zollverträge, bei einer neuen Bank- und Creditordnung sollten diese Frage ernsthaft erwogen werden, noch mehr aber bei der Neuorganisation Bosniens und der Herzegovina.

Es würde einer der colossalen Fehler sein, wollte man das bisher in Oesterreich-Ungarn herrschende Wirtschaftssystem, das die alte Cultur- und so tief heruntergedrückt hat, in jenen Ländern einführen und sich einbilden, damit eine Culturpat gethan zu haben. Und es ist wohl ebenso unmöglich, daß die bisher in Oesterreich-Ungarn herrschende Partei dort ein anderes Wirtschaftssystem und Verwaltungssystem schaffen kann, als sie es in Oesterreich-Ungarn selbst erzeugt hat.

**Juland.**

Budapest, 1. Januar. Die kroatischen Aspirationen auf Bosnien gelangen nun, gepaart mit einer gelinden Drohung, auch im „Dobor“ zum Ausdruck. Das genannte kroatische Blatt behauptet nämlich — wie — dem „P. N.“ telegraphisch mitgetheilt wird — in seinem geistigen Leitartikel, daß Bosnien sich mit Kroatien vereinigen will; wenn es dies nicht erreicht, wird Bosnien in der Lage sein, sich anderswohin zu wenden. Bosnien hat Brüder, welche es mit offenen Armen empfangen werden. Die Monarchie kann zwischen diesen beiden Eventualitäten wählen.

Die russischen Blätter agiliten bekanntlich seit lange für die zweite der oben erwähnten Eventualitäten; sie wünschen, daß auf der Balkanhalbinsel je früher ein großes slavisches Reich mit der Hauptstadt Konstantinopel gegründet werde. Und dieses Reich soll das neue Reich der — Dynastie Habsburg-Lothringen werden. Die „Sovremennja Zvezditsja“ meint nämlich, weil Deutschland ohnehin Böhmen, sowie die deutsch-österreichischen Provinzen bald an sich reißen und zu hochpolenischen Secundogenituren machen werde, sollte die Dynastie Habsburg-Lothringen je eher mit Deutschland und Rußland einen Vertrag schließen, um sich das Scepter des neuen Reiches zu sichern. Dasselbe Blatt stellt uns übrigens auch die baldige Abschaffung unserer jetzigen Verfassung in Aussicht, denn das auf den Dutschismus basirte parlamentarische Regierungssystem sei ein kostspieliges ungarisch-deutsch-jüdisches Spielzeug, zu dessen Beseitigung man in maßgebenden Kreisen bereits entschlossen sei.

„Magyarország“, das neue Organ der vereinigten Opposition, macht die halbamtliche Presse darauf aufmerksam, daß die Ernennung des Grafen Emerich Széchenyi zum Vizekönig unserer Monarchie in Berlin nicht glücklich commentire, wenn sie sagt, daß Graf Széchenyi sich

in vollster Liebeinstimmung der Ansichten mit dem Grafen Andrássy befindet. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß Graf Széchenyi vor drei Jahren bei den Abgeordnetenwahlen als Candidat der Opposition der Rechte aufgetreten ist, was durchaus nicht auf eine Uebereinstimmung der Ansichten mit dem Grafen Andrássy hinweist. „Magyarország“ betrachtet die Ernennung dieses ausgezeichneten Diplomaten als eine Niederlage des Grafen Andrássy oder als einen Beweis, daß er seine Stellung erschüttert fühlt und sich nach neuen Stützen umsieht.

Zum Obergespan des Arader Comitatus und der Stadt Arad soll an Stelle des zurückgetretenen Peter Ágel der Abgeordnete Sigmund Bohus ausersuchen sein. So berichtet „Magyarország“.

Wien, 1. Januar. Vielsach ist die Meinung ausgesprochen worden, daß der Reichsrath nach Betirung des Budgets aufgelöst oder mindestens geschlossen werden wird. Wie wir vernehmen, besteht jedoch derzeit eine solche Absicht durchaus nicht, sondern die Regierung rechnet darauf, daß der Reichsrath auch nach Ostern noch etwa bis Mitte Mai tagen werde. Eine formelle Verlängerung über Neujahr ist bisher nicht erfolgt, und selbst das Präsidium des Abgeordnetenhauses ist darüber noch im Ungewissen, ob sie erfolgen wird. Es hängt diesmal von dem Fortschreiten der Arbeiten ab, welche jetzt bezüglich der den Delegirten zu machenden Vorlage über die Ueberschreitung des Sechzig-Millionen-Credits stattfinden. Sobald der Berliner Vertrag im Abgeordnetenhause genehmigt und diese Vorlage beendet sein wird, werden die Delegationen einberufen werden, was naturgemäß eine lange Unterbrechung der Reichsrathsverhandlungen zur Folge haben muß.

Wien, 2. Januar. Sr. Majestät und der Kronprinz sind heute Früh aus Budapest eingetroffen und setzten nach dem Frühstück die Reise zur Jagd nach Würzburg fort.

**Rußland.**

Paris, 1. Januar. In Frankreich richtet sich die öffentliche Aufmerksamkeit derzeit fast ausschließlich auf die vor der Thüre stehenden Ergänzungswahlen in den Senat. Daß die Republikaner auf den Sieg rechnen, ist schon früher bemerkt worden, indes könnte ihre Hoffnung schließlich doch getäuscht werden. Die „conservativen Republikaner“ begannen sich übrigens in Opposition gegen die Radikalen zu setzen. Dies ist namentlich General Faidherbe, der seinerzeit im nordöstlichen Frankreich gegen die Preußen im Felde stand und nunmehr in Velle als Candidat für den Senat austritt. Derselbe erinnert an Cavagnac und Thiers, welches es gelang, die Partei der Communs niederkämpfen, während Louis Philipp wie Napoleon denselben unterlag. — Mit den Wahlkämpfen gehen die Bedrückungen und Verfolgungen der kirchlichen Lehrer durch Gambetta's Präfecten Hand in Hand; fast jeder Tag bringt die Meldung von irgend einem Orte, wo Schulbrüder oder Schulmeister gewaltsam aus ihren Anstalten vertrieben und durch weltliche Schulmeister, darunter eine namhafte Anzahl Juden, ersetzt wurden. Gegen solche Gewaltthaten haben die Proteste und Remonstrationen bei dem Reichthum noch nichts genützt, da die Präfecten die Ansprüche der letzteren nicht respectiren und der Staatrath noch immer zu keiner Entscheidung gekommen ist, weil das Ministerium durch formale Einreden bis jetzt jeden Beschluß hintertreibt.

London, 1. Januar. Die seit vierzehn Tagen in die Welt geschickten Siegesberichte der Briten über die Afghanen schrumpfen nachgerade auf ein sehr geringes Volumen ein. Zafar Khan ist nicht nach Djellalabad gekommen; in Kabul rüsten sich die Afghanen vielmehr zu einem Widerstande und Gleiches meldet nun auch der „Standard“ von Kandahar. An letzterem Orte rief der Gouverneur die ganze männliche Bevölkerung unter die Waffen und folgte diese auch dem Rufe. Unter solchen Umständen kann von einem weiteren Vormarsche der Engländer während des Winters kaum mehr die Rede sein, da die Truppenverpflegung für sich allein schon während dieser Zeit enorme Schwierigkeiten verursacht.

Konstantinopel, 1. Januar. Die Pforte will neuerlich wieder weniger befriedigende Nachrichten über das Verhalten der Russen in Ostromelien erhalten haben. Wie versichert wird, sollen die russischen Autoritäten nicht nur jede Energie gegenüber der bulgarischen Bevölkerung, welche in ihrer Meinung gegen die Verfügungen der internationalen Commission fortsetzt, in bedenklicher Weise vernachlässigen, sondern sie mögen sich auch neuerlich verdächtig, die Bulgaren, namentlich in der Umgegend von Philippopol, mit Waffen zu versehen. General Tolstoj ist augenblicklich auf einer Rundreise begriffen, um die bulgarischen Willigen zu inspiriren. — Saffet Pascha, dessen Ernennung zum Vizekönig in Paris vollzogen ist, soll auf seiner Reise nach Paris sich in Bukarest und Wien aufhalten, nachdem er für beide Orte mit Specialaufträgen betraut worden soll. — Aus Syon wird gemeldet, daß Widad Pascha eine Delegirtenversammlung aus allen Districten zur Berathung der einzuführenden Reformen einberufen habe.

**Zur Abwehr in der Bauamts- und Baulinienfrage.**

Dem jüngst in diesem Blatte erschienenen Leitartikel „Das städtische Bauamt“ ist in Nr. 299 der „Germania“ Zeitung der Vorwurf gemacht worden, daß er ein städtisches Bauamt annehme, wie es gar nicht besteht. Es wird unter Anderem gesagt: „Dem städtischen technischen Organ ist innerhalb des Magistrats nur eine untergeordnete und unvollständige Stellung eingeräumt, in welcher es die von den aufgestellten Commissionen gefassten Beschlüsse und von den Vorgesetzten erteilten Aufträge entgegenzunehmen und durchzuführen hat; es ist wohl selbstverständlich, daß Niemand für das verantwortlich gemacht werden kann, was er im Auftrage der Vorgesetzten durchzuführen muß.“

Nachdem ein städtisches Bauamt nicht besteht, so kann von einem solchen auch kein Bauconsens erteilt oder verweigert werden; den Bauconsens erteilt der Magistrat u. s. w.

Wenn der Herr Einsender die Inferiorität des Stadtgenieurs gegenüber dem Magistrat und der Communität auch in rein technischen Fragen so unverhüllt und bereitwillig zugestehet, so ist damit weit mehr gesagt, als unser Artikel je zu behaupten gewagt hätte. Es ist in der That eine ganz neue Auffassung, die sich bezüglich des Berufes eines technischen Organs hier geltend machen will. Wir waren bisher, offen gesagt, der Meinung, man bestelle technische Organe und speziell Stadtgenieure hauptsächlich aus dem Grunde, um in technischen Fragen einen verlässlichen Rath zu haben, der einerseits die erforderlichen Pläne und Kostenaufweise entwirft, oder von außen eingehende Pläne und Arbeiten sachgemäß prüft, der in eigener Regie oder im Accordwege auszuführende Stadtbauten allein oder in Gemeinschaft mit einem Gehilfen leitet, beziehungsweise für ihre vertragsmäßige Ausführung Sorge trägt und endlich auch für die Einhaltung der Vorschriften der Bauordnung und Beachtung der Hauptpläne bei Ertheilung seiner Gutachten bezüglich des Bauconsens, resp. bei der Bauführung selbst sorgt. Wenn nun das technische Organ, statt für seine Meinungen in den Rath zu treten, vor den Ansichten der Communität und des Magistrats immer zurückweicht, so wird es zwar formell correct gehandelt, aber dem Wesen nach die Pflichten seines Amtes nicht erfüllt haben.

Es ist außer Zweifel, daß der Stadtgenieur dem Magistrat und der Communität untergeordnet ist, d. h. daß er keinen Bau führen darf, dessen Plan der Magistrat und dessen Kosten die Communität nicht bewilligt hat; aber damit ist nicht gesagt, daß er sich bei Allem ins Schlepptau nehmen lasse; seine sachmännischen Vorschläge sollen vielmehr so einleuchtend und ihre Durchführbarkeit so evident sein, daß sie von der Stadtbehörde und Stadtvertretung bereitwillig angenommen werden.

Aber daran scheint's sehr oft gefehlt zu haben. Die Präliminar-Berechnungen haben sich nicht immer als verlässlich erwiesen; ungewisse Mißgriffe oder unpraktische Projekte (Schlachthaus, Frowebelcarne, Gajerncanal u. s. w.) haben die paradoxe Erscheinung zu Tage gefördert, daß sehr oft Leute über die Arbeit von Sachverständigen zu Gericht sitzen mußten, um ihre Ansichten zu berichten.

Die viermalige Colaudierung einer Walohterswohnung und die öftt gebänderten Beschlüsse bezüglich des Fußbodens im römischen Kaiser Hofst nicht vorkommen können, wenn das städtische technische Organ von Anfang an mit Energie seines Amtes gewaltet hätte.

Wir legen ihm hierbei nichts als Mangel an Energie zur Last. Wir glauben ihm aufs Wort, daß es nichts Angenehmes sei, einem so vielköpfigen Körper, wie der Germania'scher Stadtkommunität zu dienen und sich mitunter auch unangenehmer oder unverständiger Kritik seiner Arbeiten aussetzen zu müssen. Allein diese schon vor Annahme des Amtes bekannteste Unannehmlichkeit bringt das Amt mit sich und die Schen vor Konflikten, vermehrter Arbeit oder persönlicher Gequerrheit darf nicht dazu führen, daß der Techniker in seinem Fach beim Liden das Feld räumt, die Bügel, die er selbst zu führen hat, anderen überläßt und dann, wenn das nicht geschieht, was geschehen könnte oder sollte oder, um gut zu sein, anders gethan werden müßte, seine Hände in Unschuld wäscht unter Berufung darauf, „daß Niemand für das verantwortlich gemacht werden könne, was er im Auftrage der Vorgesetzten durchzuführen müsse.“

Die Situation wird hierdurch ganz verschoben. Statt das erste und der Sache nach entscheidende Wort in Baufragen zu führen, erklärt das technische Organ selbst, daß ihm nur eine untergeordnete Stellung z. komme, die es zumeist zur Ausführung des von den Vorgesetzten Angeordneten verurtheilt; selbst bei Bauconsensen, wo doch bauliche Kenntnisse und ihre richtige Verwertung die unerlässliche Basis und den richtigen Maßstab für die Ertheilung oder Verweigerung des Bauconsenses bilden, soll nur der Magistrat zu sprechen haben.

Es zeugt diese Auffassung von einer viel zu weit getriebenen Selbstbegrenzung im Amte, die verschiedene Ursachen haben kann, in jedem Falle aber für die Sache schädlich ist, weil die technischen Kenntnisse seines Trägers nicht im gehörigen Maße zur Verwerthung gelangen.

Wäre es mir um persönliche Angriffe gegen Organe des Bauamtes zu thun, so hätte ich noch einige Planarien zur größeren Illustration meiner Behauptungen angehängt, aber es liegt mir die Verpflanzung weit näher, mich gegen die Beschuldigung zu rechtfertigen, welche gegen mich von einem Anonymus in Nr. 1524 des „Sieben-Deutschen Tagesblattes“ erhoben worden, „ich habe die Baulinien einer gerechtes Kritik unterzogen, ohne dessen eingedenk zu sein, welcher Verhöhnung in Betreff der Baulinien ich selbst mich schuldig gemacht“. Ein Beispiel statt Anderer, daß die Baulinien, nunmehr im massiven Bau aus der Nachwelt überlebte Wunderte der Müßiggänger-Gebäude zu Stande kommen konnte, ist zum nicht geringen Theile der in der Eigenschaft eines Gemeindevetters in diesem Falle erfolgreich gewesenen Wirksamkeit des Verfassers genannten Artikels zuzuschreiben. Mit dem Aufgebote seiner Kräfte hatte er darauf hingewirkt, daß diese Linie, welche den Schönheitsfian belebte und von berufener fachmännischer Seite auch entschieden verurtheilt worden war, zur Durchführung gelangte.

Der Herr Anonymus, der mir in Bezug auf die Baulinie des Müßiggängers wie es scheint die achte Todtsünde imputiren will, ist in Bezug auf die Genes dieser Frage schlecht unterrichtet.

Die Sache verhält sich so: Mehrere Hausgegendhümer der Sporengasse und kleinen Erde schritten bei der Communität um den Ankauf des Baron Bedeus'schen Hauses aus Allobalmitteln ein. Als Referent in dieser Sache betonte ich die Nothwendigkeit des Ankaufs und der Demolirung dieses Hauses und erklärte der Communität, daß sie sich keinen Täuschungen hingeben dürfe, sonderu mit dem Gedanken vertraut machen müsse, den ganzen Kaufpreis für die Realität gewissermaßen auf das Straßengpflaster zu werfen.

Meinem Antrage nach, den der Herr Anonymus in den Acten findet, sollte eine einfache vom Fergotta'schen Hause in einer geraden Linie auf das Reich'sche Haus führende Mauer den restlichen Baugrund des demolirten Hauses von der Straße abtheilen.

Ich hatte bei dem Antrag auf Ankauf und Demolirung des Baron Bedeus'schen Hauses wahrhaftig nichts Anderes im Auge, als Erweiterung des Ggpass's zwischen der Sporengasse und der kleinen Erde, und Sicherung der Passanten gegen Unfälle.

Es war ja Anfangs von einer Erweiterung dieses Baugrundes durch den Müßiggänger auch gar keine Rede. Später als der Müßiggänger um

„Wie ärgerlich!“ dachte die arme Mutter, „es ist nicht wahrscheinlich, daß ihm solche Gelegenheiten wieder geboten wird; jungen Damen mit 30.000 £. begegnet man nicht alle Tage,“ und selbst Geoffrey bedauerte heimlich, daß das Schicksal ihn so verfolgte. „Wie Jones scheint ein ganz nettes Mädchen zu sein,“ dachte er, einen Blick auf ihr schönes Gesicht werfend, — „ich glaube auch, daß ich sie lieben könnte, wenn diese kleine Heye nicht da wäre. Wie schade, daß sie nicht die Erbin ist, dann würde ich auf der Stelle um sie anhalten.“ Ost dachte seine Mutter daselbe; aber was helfen Wünsche? Thatsachen sind unabänderlich und Geoffrey Neville verlor sündlich mehr sein Herz an die süße, aber arme kleine Cousine, während die reiche Miß Jones ganz der Aufmerksamkeit von Herbert Willoughby überlassen wurde, der wie ein kluger Mann die Gelegenheit zu seinen Gunsten ausbeutete.

„Es ist sehr hart,“ dachte Geoffrey, als er, seine Pfeife rauchend, langsam über den Rasen schritt, „von diesen beiden Mädchen hat die Eine, welche im Stande wäre, alle meine Verlegenheiten auszugleichen und meinen Lebensweg zu ebnen, gar keine Anziehungskraft für mich, während die Andere, welche mich nur noch tiefer hineinbringen würde, das einzige Mädchen ist, von welchem ich fühle, daß ich jede Lebensstunde glücklich mit ihm verbringen würde. Wenn nur die Cousine stürbe, die galoppirende Schwindsucht bekäme, vom Pferde stürzte, dann würde meine kleine Kose all' das schöne Geld erben und ich könnte sie heiraten und mit ihr leben glücklich bis an's Ende — wie es im Märchen heißt. — Es ist nicht 24 Stunden her, seit ich sie wie zum ersten Male sah, und doch sage ich in allem Ernst, daß ich sie heiraten möchte. Sie kann die Zunge und das Gemüth einer Antippe haben, und ich habe gar keine Lust, den einzigen unvernünftigen Streich des Sokrates nachzuahmen. Pass auf, Mr. Geoffrey Neville, du bist im Begriff, deinen Kopf zu verlieren. Bedenke bei Zeiten, und überlege noch einmal die Gade, junger Herr. Eine schöne Frau, 30.000 £. jährlich, Colebrooke Park, Yorkshire, Invermar, Pectshire, ein Haus in der Stadt und Neville-Court auf einer Seite, auf der anderen eine hübsche, süße, kleine Frau, Neville-Court zum Verkauf und seinen einträglichen Hausknecht auf einem hohen Stuhl im Comptoir irgend eines

Geschäftes in der City. „Ah Mutter!“ und er fuhr zusammen, als seine Mutter ihre Hand auf seinen Arm legte. „Ich weiß Alles, was Du sagen willst,“ und er sah mit einem komischen Blick in seinen blauen Augen auf sie nieder. „Ich habe es schon Alles durchgenommen und beachtliche, in Zukunft ein besserer Sohn zu sein. Ich wollte es schon beim Frühstück versuchen und setzte mich neben die Erbin, das weißt Du, aber Lady Hamilton stieß dadurch alle meine Pläne über den Haufen, daß sie mich hinschickte, den Schinken zu schneiden, und so kam ich neben der lieblichen Kose Kenyon zu sitzen. Ich mag das Mädchen sehr gern, Mama.“

„Mein lieber Geoffrey, es ist der reine Wahnsinn, wie Du handelst!“ rief Mrs. Neville, „ich weiß, daß es beim Frühstück Lady Hamilton's Schuld war, und ich glaube, daß sie Dich für reich hält und wünscht, daß Du das arme Mädchen, welches sie sehr liebt, heiratest, obgleich sie mich gestern Abend noch versichert, daß Miß Kenyon verlobt sei und sich nur mit Dir amüßte.“

Das heiße Blut säubte Geoffrey's schönes Gesicht bis zu den Wurzeln seiner Haare. „Verlobt ist sie? Pah! ich glaube es nicht,“ und er schlug seinen Weerschaum-Pfeifenkopf, um die Ache auszuföhren, mit solcher Heftigkeit gegen einen Baum, daß derselbe zerbrach.

„Aber sie ist verlobt, lieber Geoffrey,“ behauptete Mrs. Neville hastig; „ich bitte Dich, laß Dich nicht von ihr zum Narren haben, damit Du diese Gelegenheit nicht verjämst; Miß Jones ist ein bezauberndes Mädchen, wenn Du Dich ihr nur nähern wollest.“

„Ich weiß, Mama,“ sagte Geoffrey, „ich werde mich den ganzen Tag mit ihr unterhalten; aber ich verspreche nicht, mich in sie zu verlieben, oder gar sie zu heiraten. Jedemfalls soll die kleine Coquette mich nicht länger am Narrenseile führen.“ (Fortsetzung folgt.)

denfel  
Rufit  
a be u  
  
comm  
dings  
stüch  
stye  
veru  
  
Rufit  
zu ver  
Schla  
  
seiner  
fernten  
ich mel  
Zueale  
zung g  
orga  
Selt  
daß die  
Hauje  
  
mit Au  
Gebäude  
gehm zu  
  
von seit  
Anblick  
nicht so  
Genüsse  
da mo  
ausgibet  
  
überhaupt  
von Sto  
a. f. w.  
Decennu  
auf ston  
wicklung  
  
on schled  
den Neut  
Haujes  
was das  
des Bau  
wenden  
  
für das  
gründet,  
Wille  
das lasse  
wenn er  
des Müß  
  
werden  
Monate  
Königens  
Junienda  
Capitol  
26. Janua  
am 30. J  
25. Febru  
  
Sonntag  
Arz; in  
Am Dre  
9/1 Uhr  
Professor  
  
6 Uhr Ab  
runde Sch  
umgeben,  
Chamois  
vier Wond  
verblieben  
  
römische  
kräftige  
nachgebr  
1. C  
2. Arie für  
Die Schö  
spaniate  
4. Serenade  
Wertpöten.  
Allegretto a  
Philp, G.  
Scarlett, b  
As-dur Reit  
geberin. 6.  
hauch, f.  
op. 25 für  
Frl. Emilie  
  
— (U  
geschrieb  
wurde am 2  
mehreren  
Unterwegs  
e Gemein  
einem vor  
Folge des  
des Thatsa  
bereits erfol  
für und dem  
sich bei den  
herabhängen  
Oberaufgeh  
108. Da Taf

denkenden bei der Commune eintritt, war ich einer derjenigen, welche dem Musikvereine den Baugrund unentgeltlich überlassen wollten, dafür aber strenge Einhaltung der geraden Linie forderten.

Es wäre ja auch vom Standpunkte der Interessen der Stadtcommune, die allein zu wahren ich eoblich verpflichtet war, schlechterdings nicht zu rechtfertigen gewesen, mit theurem Geld ein Grundstück zur Passage-Erweiterung anzukaufen und in einem Alchem zu gestatten, daß durch den Neubau des Musikvereins ein bedeutender Theil des zur Passage-Erweiterung bestimmten Platzes wieder verbaut werde.

Die Behauptung des Herrn Anonymus, daß die Baulinie des Musikvereins, welche den Schönheitsplan beeinträchtigt, nur ihre Entstehung zu verdanken habe, beruht hinwieder auf totaler Unkenntnis der Sachlage oder ist eine absichtliche böswillige Erfindung.

Ich muß die Ehre, zu dem Bau des Musikvereinsgebäudes oder zu seiner Linie in irgendwelcher directen oder indirecten, nahen oder entfernten Beziehung gefunden zu haben als eine unverdiente ablehnen; denn ich weiß absolut nicht, wenn der große Wurf gelungen, die Gegenstände der Ideale und Realen durch die architectonische Verschmelzung einer Geisteslei mit einer Musikhalle zu einem organischen Ganzen in so vollendeter Weise zur Geltung zu bringen; aber das Eine ist mir vollkommen klar, daß die Baulinie nicht dasjenige ist, was den Schönheitsplan bei diesem Hause am meisten beleidigt.

Man kann zugeben, daß das Musikvereinsgebäude — natürlich mit Ausnahme der Kunst-Gesellschaft — für Hermannstadt ein nettes Gebäude sei, ohne sich gerade über seinen Styl in Lobeserhebungen ergehen zu müssen.

Ohne die architectonische Finte, durch welche das Musikvereinsgebäude von seinem Wirtschaftsanhangsel scharf abgegrenzt worden, würde der Anblick ein noch fatalerer sein, wenn auch der Giebel des Keilförmigen Hauses nicht so ausgiebig dafür sorgte, daß hier nicht der Boden für ästhetische Genüsse sei, welche durch die Pyra mit den Delphinen aus Terracotta und den monumentalen Dachstuhl des Musikvereinsgebäudes nicht gerade die ausgiebigste Nahrung finden.

Man muß in Hermannstadt, wenn Baufragen zur Sprache kommen, überhaupt einen sehr tiefgehenden Ton anschlagen. Was nützte es auch, von Styl, von den Gesetzen der Baukunst, vom Rhythmus des Schönen u. s. w. in glänzenden Tiraden zu phantazieren, wenn höchstens in jedem Decennium irgend ein Nützlichkeitssbau vorkommt, bei dem es mehr auf ökonomische Verwendung des Raumes, als auf Decoration und Entzückung seinen Schicksal abgesehen ist.

Der Bauplan für das Musikvereinsgebäude war von allem Anfang an schlecht gewählt und die Absicht, diesen Theil der kleinen Erde durch den Neubau zu verschönern, ist, solange die Giebelmauer des Keilförmigen Hauses so häufig dasteht, total misslungen; es ist somit das eingetretene, was das Communitätsmitglied Herr Josef Bayer schon vor Ueberlassung des Baugrundes an den Musikverein prophezeigte, ohne mit seiner warmen Stimme Gehör zu finden. Magister multorum eventus.

Daß nun der Herr Anonymus gerade in mir einen Sündenbock für das theilweise Mißlingen dieses Bauprojectes sucht, ist ebenso unbillig, als ungerecht, da die gegenwärtige Baulinie gegen meine Willen festgesetzt wurde; übrigens dürfte man dem „Schönheitsplan“, das lasse sich der Herr Anonymus ein für allemal gesagt sein, gratulieren, wenn er in Hermannstadt durch nichts Anderes, als durch die Baulinie des Musikvereinsgebäudes „beleidigt“ würde.

Dr. Lindner.

Vocal- und Tagesnachrichten.

Hermannstadt, 4. Januar.

(Faschings-Chronik.) Im Laufe des heutigen Carnevals werden folgende Bälle im städtischen Redoutensaal abgehalten: im Monate Januar: am 18.: Musikvereinsball, am 22.: Festschneidball, am 25.: Casinoabend. — Im Monate Februar: am 1.: Juristenball, am 5.: Frauenvereinsball, am 8.: Schützenball, am 15.: Casinoabend und am 22.: Gewerbevereinsball; — dann am 19. und 26. Januar, 2. 9. 16. und 23. Februar große Sonntags-Maskenbälle, am 30. Januar, 6. 13. und 20. Februar Nobel-Maskenbälle und am 25. Februar der beliebte Fortuna-Maskenball.

(Predigten in den evangelischen Kirchen A. B.) Sonntag den 5. d. predigen: in der Pfarrkirche um 9 1/2 Uhr Professor Krz.; in der Spitalkirche um 11 Uhr Professor Hermann Schüller. Am Dreieinigste-Feste (6. d.) predigen: in der Pfarrkirche um 9 1/2 Uhr Professor Neugeboren; in der Spitalkirche um 11 Uhr Professor Löb.

(Phänomene.) Einen selten prachtvollen Anblick bot gestern gegen 6 Uhr Abends, vom großen Ring aus gesehen, die ganz erleuchtete kreisrunde Scheibe des Mondes; dieselbe war nämlich von vier breiten Ringen umgeben, welche in den herrlichsten Farben (grün, rosa, lila, orange, chamois, blau u. s. w.) spielten. Das regenbogenartige Farbenspiel der vier Mondhöfe währte ungefähr 4 Minuten, worauf die Ringe allmählig verblassten und der Vollmond ohne Zutritt blieb.

Das morgen Sonntag Abends 7 1/2 Uhr im Saale zum römischen Kaiser unter Mitwirkung mehrerer dieser geschätzten Musikkräfte stattfindende Concert der Pianistin Fr. Irma Steinacker wird nachstehendes Programm bringen:

- 1. Sonate in C-dur op. 53 von Beethoven, die Concertgeberin. 2. Arie für Bass: „Mollend in schäumenden Wogen“ aus dem Oratorium: „Die Schöpfung“ von Haydn, Herr Wilhelm Weiß jun. 3. Andante spianato und Polonaise in Es-dur op. 22 Chopin, die Concertgeberin. 4. Serenade in D-dur op. 8 für Violine, Viola und Violoncello von Beethoven. Marcia (Allegro), Adagio, Menuetto, Adagio und Scherzo, Allegretto alle Polacca. Andante con Variazioni, Marcia, die Herrn R. Philp, G. Miedel und B. Hermann. 5. a) Sonate in A-dur von Scarlatti, b) Romange in Fis-dur von Schumann; c) Ballade op. 20 in As-dur Reinecke; d) Nocturne, Concert-Stücke von Liszt; die Concertgeberin. 6. Zwei Vieter für Bass von Ab. Jensen: a) „Wie Lenkerschuch“, b) „Morgensindeln“, Herr Wilh. Weiß jun. 7. Concert in G-moll op. 25 für zwei Pianoforte von Mendelssohn, die Concertgeberin und Fr. Emilis Ditzewski.

(Unglücksfall.) Aus Fogaras wird dem „Magyar Volgar“ geschrieben: Ein Theil des für das Aerar in Fogaras eingelösten Tabaks wurde am 28. December unter Aufsicht von fünf Finanzwächtern auf mehreren Frachtwagen nach dem Hermannstädter Bahnhof geschickt. Unterwegs entlud sich am besagten Tage in Bisthen unversehens das Gewehr des Oberaufsehers Michael Jzido und die Schrotladung drang einem vor ihm stehenden Frachter, Namens Taslan, in den Kopf, in Folge dessen der Betroffene auf der Stelle todt blieb. Wegen Ermittlung des Thatschandes ist die Untersuchung seitens der Finanzwachbehörde bereits erfolgt; dieselbe ergab, daß der Oberaufseher vollkommen schuldlos ist und demselben auch nicht das geringste Vergehen von Unachtsamkeit zur Last fällt. Irgend ein leichtsinniger Mensch aus der Menge, welche sich bei den Frachtwagen angelammelt hatte, hatte den Hahn des rückwärts herabhängenden Gewehrs aufgezogen und in dem Momente, als der Oberaufseher daselbe eben vorwärts halber bei Fuß stellte, ging der Schuß los. Da Taslan ein Bisthener Jnsasse war, routete sich die Einwohnerlichkeit

zusammen, denn die Erregung war in Folge des Voralles eine außerordentliche und nur dem wackern Gemeindevorstande ist es zu danken, daß der Oberaufseher nicht gehängt wurde. Michael Jzido ist als trefflicher, nützlicher und pflichttreuer Mensch bekannt, was auch durch seine sehr gute Qualificationsstabelle bestätigt wird. Der verunglückte Taslan war auch ein wackerer Mann und Steuerbeamter in der Gemeinde Bisthen.

(Katenbrief- und Mädchenhandel.) Die Gendarmerie in Uzon (Baronyöster Comitai) hat im vorigen Monate einen Katenbriefhändler Namens Wilhelm Bellet, welcher angibt, aus Klausenburg gebürtig und seitens des Kronstädter Agenten des Bankhauses Nitrai und Comp., Theodor Heil, mit dem Verkauf von Katenbriefen betraut zu sein, verhaftet und an das l. Bezirksgericht in Sepsi-Özents-György eingeliefert. Bellet, welcher sich im Laufe in verschiedene Eigenschaft herumgetummelt hatte, war es gelungen, unter allershand Vorwörtern Gelder zu beschaffen, welche er zum Theil in verschiedene Geschäfte abzugeben und vortheilhaft zu verwenden; er hielt aber außerdem in Verdadte, einen Mädchenhandel nach Rumänien betrieben zu haben und es ist sehr wahrscheinlich, schreibt „Nemere“, daß der Katenbriefhandel bloß ein Vorwand war, um die Schönen der Gegend gelegentlich ausfindig zu machen und dieselben unter schönen Versprechungen über die Grenze zu locken.

Das l. Bezirksgericht in Sepsi-Özents-György hat die dortige Einwohnerin Dragarics, bei welcher viele Leute auch aus ferner Gegend Heilung ihres Leidens suchten, aber nicht fanden, wegen Kurpfuscherei zu 14 Tagen Gefängnis verurtheilt.

(Preproceßliche Entscheidung in zweiter Instanz.) Die königliche Tafel in Maros-Bajardely hat die vom Bezirksgericht als erste Instanz über den Herausgeber und Redacteur der „Bisthener Wochenchrift“ wegen der Artikel „Ein Bisthener Erfolg“ in Nr. 29 und „Eine erfreuliche Anerkennung“ in Nr. 31 im August v. J. verhängte Strafe, bestehend in 60 fl. aufgehoben und zwar wegen Mangels der Objectivität einer politischen Tendenz in den berührten Artikeln.

(Doppeltes Unglück.) Aus der Gemeinde Birt (Petere bei Szasz-Regen) meldet man der „Bisthener Wochenchrift“ folgenden höchst traurigen Vorfall. Der dortige jüdische Landauer M. G. lehrte kurz vor Weihnachten von Bisthen nach Hause zurück und fand seine Gattin, die er zwei Tage vorher ganz gesund zurückgelassen hatte, bedenklich erkrankt. Die ärztliche Hilfe hatte keinen Erfolg, die Frau starb und der arme Mann blieb mit sechs unmündigen, zum größeren Theil kleinen Kindern Wittwer. — Nach dem in dieser Gemeinde und — wohl auch anderwärts — üblichen Gebrauch, verjammelt sich am Abend des Sterbetages in dem Trauerhause eine ansehnliche Zahl Gemeindeglieder, um ihre Theilnahme zu bezeugen und der damit verbundenen Feier beizuwohnen. Diese in der Ausrufung von Sterblichen aus dem Lebensdasein bestehende Feier mochte wohl ihren Höhepunkt erreicht haben, als unglücklich der Fußboden unter den Füßen der sehr zahlreich versammelten zu wanken begann und dieselbe unter entsetzlichen Krachen mit einem Theil der Zimmerdecke und einem großmächtigen Kachel- und Badstein in den Keller hinunter stürzte. Der Schreck und die Verwirrung lassen sich kaum beschreiben, die alle Anwesenden darob erfaßt haben soll. Auf die entsetzlichen Hysterie eilten keine Verden, zogen die in den Keller Geschüpften heraus und befreiten selbst die Personen, welche von dem Schutt des Ofens eingedeckelt waren. Zum Glück ist hiebei kein Menschenleben in Verlust gerathen. Beschädigungen sollen aber vorgekommen sein und darunter am schwersten bei drei kleinen Kindern, die an diesem Tage den Verlust ihrer unschuldigen Mutter erlitten. Die Leiche wurde zum Glück in einer Ecke des Zimmers durch haarechte Mauer vor dem Sturze gerettet. Traurige Weisheiten hat dieser arme Mann erlebt. Und wer hätte das wenige Tage früher wohl ahnen mögen? — Ja, ja, es kann vor: Abend leicht anders werden, und das Unglück spreit sich rasch!

(Ertrunken.) An einem der letzten Weihnachtsfesttage kam ein Müllerbursche des Bisthener Weidenmüllers spät Abends, man vermuthet in einem etwas angefeuchteten Zustande — nach Hause, fiel vor der über den Mühlkanal führenden Brücke ins Wasser und wurde am andern Morgen von Stadtmüller S. als Leiche aus dem Mühlbach herausgezogen. Der Verunglückte hinterläßt eine Frau mit zwei kleinen Kindern.

In Hofstetten ist nach „Magyarvolgar“ die Nachricht verbreitet, daß der Oberpostmeister Herr Majestät der Königin, Baron Popcs, seiner Stelle entsetzt werden würde, und daß Fürst Liechtenstein zu seinem Nachfolger auszuwählen sei. Das genannte Blatt will diese Nachricht aus verlässlicher Quelle erfahren haben, doch theilt es sie dennoch nur unter Vorbehalt mit.

Zoo- und 1. Januar. Eine Deputation türkischer Geistlicher überreichte bei der heutigen Neujahrs-Gratulation dem Zoonster Stations-Commandanten eine Widmungs-Urkunde, mit welcher spontan eine Zoonster Moschee ihrer ursprünglichen Bestimmung als ehemalige ungarische Katholische, von Mathias Corvinus erbaute Kirche zurückgegeben wird. (Ein Abend bei Adeline Patti.) In einem Berliner Blatte finden wir von einem Schriftsteller, der zu einer von der gelehrten Dina veranstalteten Soirée geladen war, folgende begeisterte Schilderung des jedenfalls interessanten Abends: Wie schön sah die Patti aus! Eine dunkelrothe Nase an der linken Seite im braunen, leichtgewellten Haar! Die jugendliche Gestalt in schwarzer Atlas- und Spitzenrobe mit vieredigem Ausschnitt, aus welchem der mächtig entwickelte schöne Hals, dieser echte Sopran-Sängerin-Pais, in seiner warmenweiche hervorleuchtete, einen Weichheit- und Rosenstrauch an der rechten Brust, halb lange Arme mit Aufschlägen von weißem und kirschrothem Atlas; Rabatten von denselben beiden Farben an den Seiten des Schlepprockes nach unten hin; Brillanten von sprühendem Feinschnee in den Knöpfen der rosenrothen Ohren, am Hals, am Violenauschnitt, in den feinen goldenen Armspangen; der Gesichtston: die warme Glühende-Blässe der südlichen Race (beide Eltern sind, wie sie erzählt, römischer Ursprungs). Und aus diesem Gesicht, unter den sich an der Nasenwurzel fast berührenden, tief schwarzen Brauen, jene Augen, jene, wie in leuchtendem Opal gleichsam schwimmenden, dunkel und doch strahlenden großen Sterne mit ihrer tiefen, weiß umschatteten und geläuterten Gluth, die keine Feder und kein Pinsel zu schildern vermag! ... So hat Adeline, zwischen Ehrlich an ihrer Herzenseite und Paul Lindau zu ihrer Rechten, dem kleinen Kreis präsidirt. Nicolini ihr gegenüber, zwischen diesen Polen: Simboni, Franzoi, der Zuprefario, Ludwig Piesch, Niemann, Mr. Kingston, der Berliner „Daily-Telegraph“-Correspondent. Jeder Anwesende hatte neben seinem Couvert, außer seiner illustrierten Namenskarte, einen zierlichen kleinen Strauß aus Rosen und Weichheit gefunden, den er während des Abends im Knopfloch trug. Die Küche des Kaiserhofes, in dessen kleinerem Speiseaal die Tafel servirt war, hatte sich selbst übertroffen; der Keller seine edelsten Sorten dazu hergegeben. Die sofort im lebhaftesten Tempo einsetzende Unterhaltung schwirrte gleichzeitig in fünf Sprachen: französisch, englisch, italienisch, spanisch und deutsch. Madame Patti besitzt im vollsten Maße jenes Talent aller größten Sängerinnen; sie spricht jedes Idiom mit ziemlich gleicher Fertigkeit und gleich dialectisch; das Englische annehmend mit besonderer Vorliebe, das Italienische mit dem stärksten und süßesten Klangzauber; Deutsch nicht ganz mühelos, aber durchaus rein und ohne Fehler. Das große Hauptthema blieb natürlich die Musik, die Oper und ganz speciell ihre jubelnde Darbietung der Aminta in der Sonnambula am vorangegangenen Abend. Und sie, die Bellini so singt, sagte mit glühender Uebergzeugung: „Moi, j'adore Wagner!“ (Ich bewundere Wagner!)

ner!) — Nach dem Souper wurde in einem anderen Salon im Kaiserhof, der zwischen den Zimmern der Dame und der Herren gelegen, Kaffee, Soda und Cognac servirt. Von den musikalischen Gesprächen war man bald genug zu den musikalischen Thaten gelangt. Nicht nur Ehrlich's Finger sah und hörte man mit gewohnter Virtuosität und Wirkung durch die Saiten meistern, auch Kingston entwickelte ein bei ihm kaum geahntes musikalisches Talent und Vermögen; und Paul Lindau, wenn er schon bei Tafel an der Seite der Dame heute wieder einmal besonders „brillant“ gewesen war, zeigte sich noch brillanter, für Manche wenigstens noch überraschender, am Clavier. Er scheint die gesammte Musik mit sich im Gedächtnis zu tragen und gibt aus diesem Schatz willig und mühelos, wonach man begehrt. Also ein doppelter „Berufsverfehr.“ Als Kingston einige englische Volksweisen anstimmte, vermochte auch das wenigstens halb englisch gewordene der Künstlerin nicht mehr dem Reiz zu widerstehen. Da stand sie plötzlich am Pianino neben des Engländers breiter Gestalt, und das abgejunge „Home, sweet home“ sang entzückend von ihren Lippen. Und andere englische Weisen von ihr gesungen, von Kingston auf dem Clavier begleitet, folgten. Adeline war einmal so ganz wieder das alte, fröhliche ländliche Herz, die echte Künstlerseele; jede Spur von der eleganten Marquise war hinweggewischt. Endlich ermahnte ein freundliches Wort Nicolini's sie daran, daß sie morgen zu singen habe. Es war von Beginn an ausgemacht, daß sie selbst ihren Gästen das Zeichen zum Aufbruch geben würde. Heiter und gütig, wie sie war, sprach sie das Wort des Abschieds erst nach 11 Uhr. Und auch diese Wort verstand sie noch sinnig und liebenswürdig zu verstehen. Denn dieselbe Hand, welche die Scheidenden zum letzten Kuß darauf ergriffen, überreichte jedem derselben noch ein schönes Erinnerungsgeschenk an diesen, auch ohne daselbe Allen unvergeßlichen Abend: ihr vorzüglich getroffenes photographisches Bildniß mit ihrer eigenen Unterschrift und Widmung an den Empfänger.

(Eine interessante Erscheinung) ist dieser Tage aus den Reihen der Lebenden geschieden, die Opernjägerin Fräulein Georgine Schubert, eine Dame, die die Grenze der Bezzage seit geraumer Zeit überschritten hatte, die aber trotzdem eine vorzügliche Komore in „Troubadour“, eine vorzügliche Norma, eine Sängerin von großer dramatischer Kraft und prächtiger Stimme war. Am Hofe von Mecklenburg-Strelitz hatte Fräulein Schubert den unbedingtesten und umfangreichsten Einfluß. Sie wohnte in großherzoglichen Schloß und war die intimste Freundin der Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, einer geborenen englischen Prinzessin, die etwa zehn Jahre älter ist wie sie. Fräulein Schubert war nicht nur in Theaterdingen thätigste Jutensantin, auch auf die Politik des Landes soll sie einen Einfluß ausgeübt haben, und wer etwas durchgehen wollte am Hofe in Strelitz, konnte nicht Besseres thun, als ihren Einfluß in Bewegung zu setzen — dann konnte er ziemlich sicher sein, daß er Erfolg hatte. Ubrigens muß gesagt werden, daß sie ihre Stellung stets in freundschaftlichem Sinne benutzte, nie mißbraucht hat. Ihren Tod hat sie in Potsdam gefunden, wohin sie zur Bekämpfung ihres Uufes, des Hofraths Louis Schaeider, gereist war, wo sie selber an einer Nervenparalyse erkrankte und starb. Die Großherzogin, welche auf die Nachricht von der Erkrankung sofort ihren Leibarzt nach Berlin gesendet hat, ist nun mit einer ihrer Hofdamen in Potsdam zur Beerdigung ihrer Freundin eingetroffen.

(Literarisches.) Inhalt der „Neuen Illustrirten Zeitung“ Nr. 11. 3 Illustrationen: Feldzugmeister Marzio. — Ueberbrennung in Brood. Nach der Natur gezeichnet von F. Schlegel. 1. Unter Wasser gefegtes Riffeshaus bei Zürich-Brugg. 2. Verlassene Feuerwehre zwischen San-Carlan und Zürich-Brugg. 3. Tüchtlich-Brugg unter Wasser. — Bosnische Fischlinge. Nach einer photographischen Aufnahme gezeichnet von B. Kögler. — Milton und seine Töchter. Gemälde von M. Muncatoy. — Eine lustige Gemälde-Galerie. Von A. Palm. — Die kleinen Gratulanten. — Letzte: Die Freiheit unter dem Schner, o.: Das große Buch. Historischer Roman von Moriz Jofai. (Fortsetzung.) — An das XX. Jahrhundert. Gedicht von Heinrich Hart. — Feldzugmeister Josef Freidew v. Marzio. Von D. — Neujahr in Amerika. Von Carl Fischer. — Neujahr's Weinacht. Von F. A. Baccio. (Schluß.) — Die Savo-Ueberbrennung. — Bosnische Fischlinge. — Jäger Bartl. Erzählung von Heinrich Ro. (Schluß.) — Milton und seine Töchter. — Kleine Chronik. — Schach. — Räthselprag. — Seitenrathsel. — Räthsel. — „Der gordische Knoten.“ Problem von A. Weigebaum. — Wochenkalender.

Marktbericht.

Hermannstadt, 3. Januar. Weizen, per Hektoliter, bester Qualität fl. 6.10, mittlerer fl. 5.70, minderer fl. 5.30; Galbruch, bester, fl. 5.—, mittlerer fl. 4.70, minderer fl. 4.40; Korn, bester fl. 3.70, mittlerer fl. 3.50, minderer fl. 3.30, Gerste fl. 4.—; Hafer, bester, fl. 2.10, mittlerer fl. 1.90, minderer fl. 1.70; Kukuruz fl. 3.10; — Erbsen fl. 1.75; — Mandeln, per 100 fl. 7.—, Semmelmehl fl. 6.—, Weizenmehl fl. 5.—, Schwarzwaldmehl fl. 3.50; — Seiden per 100 fl. 6.—, Linen fl. 12, Fischen fl. 12; — Seil per 50 Kilo 8) fl. bis 90 fl. — Brennholz per Kubikmeter hartes fl. 3.20, weiches fl. 2.70; — Kernen per Kilo fl. 64, Seife fl. 46. — Rindfleisch von 33 bis 40 ct., in der Wiltz-Gleichheit fl. 44.

Bicner telegr. Effectenz- u. Wechsel-Course vom 3. Januar 1879.

Table with 2 columns: Item and Price. Includes entries like Ung. Goldrente, Deferr. Staatsanleihe, and various exchange rates.

Frauenhüheit. Unter den vierzig Schönheitsmitteln, welche der römische Dichter zur Beurtheilung weiblicher Reize aufgestellt hat, nimmt eine frisch, reine, Gesichtsfarbe nicht die letzte Stelle ein, und diese Schönheitsregel ist seit der Zeit des alten Rom unverändert geblieben bis zum heutigen Tage. Eine Frau mag einen noch so schönen Wuchs, eine noch so liebreizende Physiognomie haben, ein häßlicher, unreiner Teint verunehrt all diese Vorzüge. Kein Wunder, daß die Erhaltung ein es blühenden Teints eine Hauptforge der Damenwelt bildet; leider wurden zu diesem Zwecke oft Mittel in Anwendung gebracht, welche gerade das entgegengelegte Resultat herbeiführen und nur auf den Moment berechnet, die zarte Haut auf's Gründlichste ruiniren. Wir glauben uns somit den Dank der Damenwelt zu erwerben, wenn wir dringend vor drei solchen Erzeugnissen warnen, namentlich vor dem mit Weiseparaten versehenen Damenpulver z. c. warnen, welches häufig im Handel vorkommt und nicht bloß der Haut, sondern auch der Gesundheit im Allgemeinen höchst schädlich ist. In vortheilhafter Weise unterscheidet sich von diesen schädlichen Erzeugnissen die berühmte „Mavisante“ des Dr. Lejoffe in Paris General-Depot bei Heinrich Schwarz, Budapest Museum-Ring 41; Niederlage in Hermannstadt nur bei Herrn W. F. Morischer, dipl. Apotheker, welche von allen schädlichen Bestandtheilen frei ist und nach gemäßigter Prüfung als das vorzüglichste Mittel zur Erhaltung eines reinen schönen Teints empfohlen werden kann. Die Solidität, welche die Erzeugnisse dieses Hauses auszeichnet, kommt bei der „Mavisante“ zur Geltung und wir können der um ihre Schönheit besorgten zarteren Hälfte des Menschengeschlechtes keinen galanteren Dienst leisten, als indem wir nachdrücklich auf dieses werthvollste aller Schönheitsmittel hinweisen.



Maria Theresia und die Jesuiten.

Soeben ist der neunte Theil des Arneht'schen Werkes über Maria Theresia erschienen, ein stattlicher Octavband, dessen größere Hälfte die Culturgeschichte Oesterreichs in den Jahren 1763-1780 behandelt.

Auch von den Beziehungen der Kaiserin zu van Swieten, zu Sonnenfels, von dem Kampfe der beiden Männer für die Verbreitung der Aufklärung und des geistigen Fortschrittes in Oesterreich gibt Arneht erschöpfende Nachweise, nicht minder über die Schulen, den Handel, die Verwaltung, die Polizei und das Kriegswesen des damaligen Oesterreich.

Obwohl Maria Theresia ihren Herrscherthron nicht vergab und von geistlicher Seite überhaupt, also auch von dem Jesuitenorden keine Uebergriffe duldete, so war sie doch dem Orden sehr zugethan.

Als nun die berühmte Bulle Dominus ac Redemptor noster am 21. Juli 1773 die Aufhebung des Jesuitenordens vollzogen hatte, war Maria Theresia schmerzlich betrübt.

Dieses finanzielle Taschengeld-Kunststück bildete die Hauptanklage wider den Orden im Schoße der Commission, welche die Durchführung der Auflösung in Oesterreich zu leiten hatte.

Zwischen der Commission und der Kaiserin entspann sich eine förmliche Gerichts-Verhandlung; mehrere übernahm die Stelle des Staatsanwaltes, letztere die Verteidigung. Die Commission verlangte strenge Maßregeln.

Die Kaiserin war trotzdem nicht zu strengen Maßregeln zu bewegen. „Die Schärfe wird nicht fallen (fehlen)“, antwortete sie in ihrem ungläubigen Curialdeutscher der Commission, „wan überzeugt seyn würde, daß wirklich solche große Betrügereien geschehen wären.“

Die Commission gab sich noch nicht übermüdet. Sie legte nunmehr der Kaiserin neue Nachweise vor, wie die Jesuiten allerorten bemüht gewesen seien, das Ordensvermögen der Beschlagnahme durch die Staatsbehörden zu entziehen.

Möbel und sogar das kostbare Kirchengeschloß fortgeschleppt, so daß selbst der dortige Bischof ihr Verfahren mit einer allgemeinen Plünderung verglich.

Maria Theresia wollte von diesen Vorschlägen nichts wissen. Sie erwiderte, daß alle Vorwürfe gegen den Orden nur auf Annahmen, nicht auf thatsächlichen Beweisen beruhten.

Sie haben sich übrigens auch nach der Aufhebung in Oesterreich selbst gar nicht schlecht befunden. Der Erzbischof von Wien, Cardinal Migazzi, begünstigte sie in jeder Weise, und die Kaiserin hatte trotz der eben citirten Behauptung, daß sie für die „Societät“ nicht mehr so eingenommen sei, nichts dawider.

So blieben denn die Jesuiten ziemlich warm gebettet in Oesterreich, und als Clemens XIV. am 22. September 1774 verschied, hoben sie wie allerorts auch hier die Köpfe wieder empor.

Die Pestalagra der Aristokraten.

Was ist Pestalagra? Die Pestalagra ist die italienische Standeskrankheit des Clendes. Ihre Entstehung und ihre Gefahren sind seit langer Zeit bekannt.

Gibt es auf jener höchsten Stufe gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wohlhabens, welche man kurzweg als „Aristokratie“ bezeichnet, eine ähnliche Standeskrankheit? In ihrem Ausgange kann sie nicht die gleiche sein wie bei den Armen und Clenden.

Für uns glauben wir weder an die großen Vorzüge der höheren aristokratischen Race, noch glauben wir an ihre besonderen Fehler, folglich auch nicht an ihr besonders unglückliches Verhängniß.

Wir sehen die Träger der aristokratischen Namen vertheilt in allen Classen des Besitzes, angefangen von dem edelsten Millionär bis herab zu dem adeligen Diurnisten oder zu dem bettelarmen, gräßlichen Industrieller.

großen Parlaments-Partei emporzuschwingt, würde mit seinem Talente, mit seiner Vermögens-Unabhängigkeit und mit einem bürgerlichen Namen, vielleicht etwas später, vielleicht nach größeren Mühen und Kämpfen, aber schließlich doch wohl eine gleiche hervorragende Stellung occupiren;

Mit dem Vorbehalte, der hier angedeutet ist, besprechen wir eine kleine Schrift, die uns Joeben aus Leipzig zugeht: „Der Verfall der Adelsgeschlechter“, statistisch nachgewiesen von Dr. H. Kleine.

Das Gotha'sche Taschenbuch weist im Ganzen 1028 gräfliche Geschlechter nach; die Mehrzahl derselben sind jüngeren Datums, mehr als 80 Percent sind erst nach dem Jahre 1850 mit der gräflichen Würde besetzt worden.

Die Ursachen dieses Verfalles sucht Dr. Kleine in den Heirats-Verhältnissen der adeligen Geschlechter. Etwa 25 Percent sämtlicher Grafen bleiben Junggesellen. Von den gräflichen Töchtern heiraten am frühesten die ungarischen — über 70 Percent vor dem 24. und nur 11 Percent nach dem 28. Lebensjahre — und am spätesten die sibirischen, meist wenig begüterten Damen.

Alles das erklärt, wie man sieht, nur sehr unvollständig das, was wir in der Ueberschrift zu diesen Zeilen die Pestalagra der Aristokraten genannt haben. Ob dieser Verfall der Geschlechter nur auf deren aristokratische Herkunft zurückzuführen sei, das wäre erst dann constatirt, wenn man nicht die Gesamtzahl der aristokratischen Familien berechnet, sondern wenn man in einem bestimmten Lande eine bestimmte Anzahl aristokratischer Familien des gleichen Besitzstandes nähme und sie mit der gleichen Anzahl gleichbegüterter bürgerlicher Familien vergliche.

fehlen geschützt  
Feilswürdigstes  
mäntel.  
Betteinlagen, Zeltstoffe  
Fabrik  
ger & Söhne  
Zollergasse 2.  
Kriegsministeriums, Sr.  
Jumanitätsanstalten etc.

OSER  
Bitterwässer.  
Wirkung dadurch vor  
Bitterwässern, dass  
samt und bei längerem  
Folgen begleitet ist.

Leidesdorf.  
den Ofner Bitterwässern  
züglichen Erfolg aus:  
th. habituelle Stuhl-  
gen und Blutaandrang  
morrhoiden, Appetit-  
m. Kranken-  
25. August 1877.  
os rasch, zuverlässig

Dr. Scanzoni  
chtenfels.  
terium (Abth. 14).  
allantischen ergeben,  
erwasser fast anst-  
den verursachend —  
des nicht unangenehm-  
erne nehmen.

egsminister:  
ald. G.-M.  
und Mineralwasser-  
nberger und G.  
adt.  
ch die Versendungs-  
(1873) 5-10  
Weinglas voll.

ie finden  
nife!  
en, sowie bei Anlage Bleis,  
ung alle, welche an den fe-  
schöpfenden Reizstoffen  
der Körperkräfte  
der Autoritäten Wien's

Syrup  
in Wien.  
verigen Gefährungen des  
dem Exanthem die im  
harten Wochens, Kalt-  
Wetter, erlöhrt die Lebens-  
An Hofe besten ver-  
ung die nächsten er-  
sichtige Ouben, und wird  
deren Verhaltung (Gesund-  
es bedingten viele Mittel

Wien.  
meiner Körperpersönliche,  
ich verliche dagegen  
rup und gar bald  
Meine Schwäche und  
den Wohlbedingten.  
nach dem Ansprache  
gehilgt angegriffen.  
ge Ungeheimschuldung,  
aber die gelammte  
borte das Schlimmste  
Kalk-Eisen-  
Zn auch meiner Tochter  
sagen, daß dieser  
erhielt und die  
ete. Diese sichtlich  
a mich auch, Ihnen,  
um eigenen und im  
Über Kalk-Eisen-  
müde er sie auch in  
des beiden haben!

ni Reimer,  
Commissars - Witwe.  
die beiliegenden Bro-  
-Syrup ist mög-  
liche fl. 1 25, per

-Eisen-Syrup  
zu verlangen.  
Provinzen:  
erzigkeit“  
V.  
Neuzeitigaffe.

J. Morscher,  
otheler. Depots  
dt: Ed. Kugler,  
[836] 4-20

Beste selbst in unserer Zeit eine größere Consistenz in den Familien zeigen. Einen fürchterlichen Zustand, meinen wir, zeigen die verarmten Edelleute, die moralisch und physisch unvergleichlich schlechter stehen, als die Armen von Herkunft. Allein auch hier müßte man die bürgerlichen Verarmten in Betracht und Vergleich ziehen, um constatiren zu können, ob die Aristokraten in ihrem Niedergange schlechter seien, als andere niedergehende Leute.

Die ausführlichsten Ziffern des Dr. Kleine bestärken uns nur in der Ansicht, daß auf dem Festlande von einer aristokratischen Gesellschaftsclasse, als Object einer besonderen Socialstatistik, nicht mehr gesprochen werden kann und darum entfallen gleich den ziffermäßigen, auch die politischen und socialen Conclusionen, welche oft an dieses nicht unbeliebte Thema geknüpft werden.

Von Seiner bürgerlichen Majestät dem König Ludwig Philipp erzählt man, er habe einmal einem Abgeordneten, der bei ihm recht wehmüthig um den Grafentitel petitionirte, geantwortet:

„Mein lieber Freund, ich kann ihn Ihnen nicht geben; aber wer zum Teufel hindert Sie denn, ihn zu nehmen?“

Damit ist so ziemlich Alles erschöpft, was sich heutigen Tages noch über den Gegenstand sagen läßt. Der aristokratische Name an sich hat jeden bedeutenden Inhalt verloren. Wir haben ihren Trägern alle Vorrechte genommen, die sie in den schlechten, alten Zeiten innehaben; „wer Teufel“ kann ihnen da noch ganz besondere und eigenartige Verpflichtungen auferlegen! Es ist nichts ungerechter, als die Lamentationen, welche von Zeit zu Zeit über die Pflichtvergessenheit der Aristokraten in der Presse und in Büchern erscheinen. Bei uns zu Lande besonders, wo wir den Aristokraten von Eigenrechten nichts gelassen haben, als die Freiheit, von Zeit zu Zeit einen Säbel umzuschulden und in einem Saale des Museums vertraulich zu deliberiren, — vergessen von Gott und von der Welt, ja selbst von den Zeitungs-Verichtertattem — bei uns zu Lande haben wir gar nichts zu fordern, von dem Augenblicke ab, da die Aristokraten jene Situation annehmen, welche wir ihnen bereitet haben. Man sagt, es sollte der aristokratische Beruf sein, die conservative Partei zu bilden. Die das sagen, wissen nicht, was unter der Bezeichnung einer conservativen Partei zu verstehen sei. Die conservative Partei gewinnt nur dann eine Existenz, wenn ihr Gegenpart, das ist eine aus liberalen und radicalen Nuancen zusammengesetzte Fortschrittspartei in einem Lande besteht. Wer eine solche Partei in Ungarn kennt, der melde sich. Es meldet sich Niemand. Bei uns zu Lande gibt es überhaupt nur conservative Parteien, so sehr, daß unsere sogenannten Radicals, wenn sie von den Strebungen der westeuropäischen, der französischen, italienischen oder englischen Demokratie hören, sich herüber fühlen, als ob man ihnen von dem Barte des Maharradscha von Butiala etwas erzählt hätte. Es soll nicht gesagt sein, daß wir in der besten aller Welten leben; allein die Bellagra der Armen gehört glücklicherweise nicht zu den ungarischen Krankheiten und die Bellagra der Aristokraten auch nicht.

Ein hebräischer Winterabend.

Jugenderinnerungen von P. K. Kofegger.

Laßt sie klopfen die Gespenster An das Fenster! Seht, es ist so winzig klein, Mag kein böser Geist herein!

Schon um vier Uhr ist es in der Stube dunkel, und die hohen Schneemassen um die Hütte lassen nicht einmal das Abendglüh durch die Fenster. Alle Welt ist nun abgeschlossen von des Winters Dahem; nur das Losen des Winterturmes, welches an den hohen Tannen draußen rüttelt, weht noch lockeren Schnee durch die Fensterfugen. Aber halt, Winter, das ist ein verbotener Paß, der wird sorglich verstopft mit Berg und Moos!

Der Bauer bringt von der Küche eine Jackel und steckt sie in den eisernen Spanhaken. Die Dreher haben bereits die Tanne geschloffen; sie treten langsam in die Stube, setzen sich der Reihe nach auf die Bank, stoßen ein Pfeifen und plaudern und lachen dabei. Die Kuhmagd hat nur noch die Milch zu besorgen, dann kommt auch sie und der Holzriegel wird vor die Hausthüre geschoben.

Und nun entfaltet sich in der Hütte jene Welt, welche in jedem Dahem schlummert, die Welt der Häuslichkeit und Zufriedenheit.

Das Nachtmaß ist verzehrt und nichts davon übrig geblieben, als eine Schüssel voll Erdäpfelhäute. Auch Hund und Kaze sind gesättigt, und die Schwarzwälderuhr aufgezogen. Im Den wird die Gluth angezündet und ein neuer Leuchtspan in das Eisen gesteckt. Rings haben die Knechte ihre Bänke zurecht gerückt. Der Bauer sitzt noch am Tische und blättert in der Heiligenlegende oder in einem anderen wohl eingeräucherten Hausbuch; dabei läßt er sich vom kleinen Kuben etwa die Schuhe auflösen. Die Bäuerin näht an einem winzig kleinen Hemdchen und das übrige Weibervolk sitzt auf der Ofenbank und spinn. Die Männer beginnen ihre Holzmesser zu schärfen und der Großknecht bringt von der Küche geräucherte Kienscheiter herein, über welche die Knechte allsogleich herfallen, um sie in dünne Leuchtspäne zu zerhacken. Die langen Abende der Winterzeit werden nämlich dazu verwendet, um den Spanvorrath für das ganze Jahr zu liefern. Und der Spanvorrath muß ein sehr bedeutender sein, denn er ist die einzige Leuchte in den düsteren Nächten jener Berge — nicht doch, wöchentlich einmal flackert auf dem Tische eine Kerze — am Sonnabend zum Rosenkranz.

Dieses Spanhaken nun ist die lustigste Arbeit, die man sich denken kann. Man scherzt und lacht und neckt sich gegenseitig, und wenn Einer den Span, der noch zu dick ist, nicht geschickt spaltet und daraus einen abgebrochenen „Spell“ macht, so lachen Alle und sagen: „Si, der hot da Penn in Schwanz g'rupft!“ Diese mißrathenen Spalten kommen auf den Herd, während die echten und rechten zusammengebunden und auf den Dachboden getragen werden.

Sind nun alle Hände bei ihrem Geschäfte, so machen sie's schon allein fort und der Gedanke kann inznischen herumlungern, wo er will. „Geß, daßähl a G'schicht, Hansl!“ wird einer der Knechte gebeten. Der aber thut sehr bescheiden und sagt:

„Ich woach loane.“

„Das is gelogen, ich woach's wul, daß b' oane woacht. Geß Hansl, moß an G'schichtn und daßähl die von Raubhauptmann!“

Diese hat er wohl schon zehnmal erzählt und die Anderen wissen sie bereits besser als der Hansl selber, aber weil sie's denn wollen, so räupert er sich und beginnt möglichst hochdeutsch, „wia d' Herrn redn“ — die Geschichte vom Raubhauptmann.

Es ist einmal ein Bauer gewesen. Und der Bauer ist recht schaffens arm gewesen. Da hat er einmal einen Hut voll Thaler heimgebracht und darauf ist er gar so traurig geworden. Da hat ihn die Bäuerin einmal gefragt: „Wann, warum bist du so traurig?“

Er ist aber still gewesen und hat ihr's nicht gesagt. Gut. Da hat der Bauer einen Sohn bekommen. Und der Sohn ist gar ein geschicktes Büdel gewesen, und wie er größer geworden ist, da ist der Bauer noch immer traurig gewesen.

Da ist der Bub her und hat den Vater gefragt: „Vater, warum seid ihr alleweil so traurig?“

Hat ihm darauf der Vater geantwortet: „Sei still, du kannst mir doch nicht helfen!“

\*) Neuestens ist wieder eine Schrift dieser Art erschienen: „Der Oesterreichische Adel“. Wahrsch von einem Oesterreicher. München. Ademann, 1878.

Der Bub hat aber nicht nachgegeben und hat alle Tag gefragt: „Vater, warum seid ihr alleweil so traurig?“

Da hat endlich der Vater gesagt: „Mein Kind, mir ist nicht mehr zu helfen, ich hab mein' Seel' dem Teufel verpfändet!“

„Ach Vater, das wird doch nicht sein, und warum habst ihr denn das gethan?“ hat der Bub gefragt.

„Damit er mir einen Gut voll Thaler gebe“, hat der Bauer darauf gesagt.

Der Bub hat den Kopf geschüttelt und hat nichts dazu gesagt. Jetzt war's gut. Der Bub ist zum Pfarrer gegangen und hat ihm Alles erzählt. Der Pfarrer hat gesagt: „Das geht mich nichts an und ich kann nicht helfen!“

„Herr Pfarrer, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, dein Vater wird verloren sein. Aber vielleicht gibt es noch ein Mittel. Geh' in den blauen Wald, dort lebt ein Einsiedler, der ist sehr fromm — so fromm ist er, daß ihm der Engel alle Tag die Speiß' vom Himmel bringt. Mag sein, daß dir der noch helfen kann!“

„Herr Einsiedler, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, du mußt zum Bischof gehen, vielleicht hilft dir der.“

Gut. Der Bub ist zum Bischof gegangen und hat ihm Alles erzählt. Der Bischof aber hat gesagt: „Das geht mich nichts an, ich kann nicht helfen!“

„Herr Bischof, so gebt mir einen Rath!“

„Herr Bischof, dein Vater wird verloren sein. Aber vielleicht gibt es noch ein Mittel. Geh' in den blauen Wald, dort lebt ein Einsiedler, der ist sehr fromm — so fromm ist er, daß ihm der Engel alle Tag die Speiß' vom Himmel bringt. Mag sein, daß dir der noch helfen kann!“

Jetzt war's gut. Der Bub geht zum Einsiedler und erzählt ihm die Geschichte von seinem Vater.

Der Einsiedler war ein gar heiliger Mann und hat gesagt: „Heb dich weg, was geht mich dein Vater an! Ich will mit Sündern nichts zu thun haben!“

„Herr Einsiedler, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, in diesem Wald lebt ein großer Räuberhauptmann, der ist mit allen Teufeln bekannt und sie müssen ihm dienen; vielleicht kriegt der den Schuldchein deines Vaters' Seele wieder zurück.“

Gut. Der Bub geht zum Räuberhauptmann und dieser ist der Bruder vom Einsiedler gewesen. Der Räuberhauptmann fragt gleich: „Was willst du da, kleiner Knirps?“

Darauf hat ihm der Bub Alles erzählt und der Räuberhauptmann hat gesagt: „Gut, werden sehen, was sich machen läßt.“

Darauf hat er einen lauten Pfiff gethan und auf diesen Pfiff ist ein Schock Teufel dahergekommen.

„Ihr Teufel“, hat der Räuberhauptmann gefragt, „der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ haben alle geantwortet und sind sie wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft noch einmal und es kommt wieder ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ haben auch diese geantwortet, bis auf Einen, der hat nicht geantwortet.

„Warum antwortest du nicht, Belzbartl?“ hat diesen der Räuberhauptmann gefragt.

„Weil ich die Seel' verschrieben hab', Herr Hauptmann“, hat der Belzbartl darauf gesagt.

Jetzt war's wieder gut. Der Räuberhauptmann hat den Teufel gezwungen und der hat den Seelen-Schuldchein wieder zurückgeben müssen; aber das hat er sich ausgenommen, daß der Bub mit ihm in die Höll' gehen und das Papier selber holen muß.

Gut. Der Bub geht mit in die Höll'.

Da sind alle zwei durch finstere Löcher gegangen und sind in die Höllenküche gekommen. Da hat der Bub allerhand schreckliche Marterwerkzeuge gesehen. Hat auch eine glühende Fleischbank gesehen und zwölf glühende Haken dabei. Da hat der Bauernbub gefragt: „Für wen gehört das?“

„Das gehört für den Räuberhauptmann, wenn die Zeit aus ist“, hat der Teufel geantwortet. Gut. Und so sind sie weiter gegangen und da hat der Bub auch einen großen Kessel mit siedendem Pech gesehen.

„Für wen gehört das?“ hat er gefragt.

„Das gehört für den frommen Einsiedler, wenn die Zeit aus ist“, hat der Teufel geantwortet. Gut. Und so sind sie weiter gegangen und der Bub hat die Gnad' Gottes gehabt, sonst wäre er umgefallen vor Angst und Schrecken in der Höll'.

Aber endlich hat er die Unterschrift von seinem Vater gesehen, und der Teufel hat sie ihm nicht geben wollen, aber wegen des strengen Hauptmannes hat er sie ihm doch gegeben.

Und so ist der Bauernbub wieder zum Räuberhauptmann zurückgekommen und hat sich bedankt von wegen des Bestandes.

„Nun, und was hast du gesehen in der Höll'?“ hat ihn der Räuberhauptmann gefragt.

„D, gar viele schreckliche Sachen.“

„So nenne mir was, Bub!“

„Einen glühenden Kessel mit siedendem Pech für den frommen Einsiedler.“

„Gut. Und was hast du noch gesehen?“

„Eine glühende Fleischbank mit zwölf glühenden Haken.“

„Für wen, Bub?“

„Für“, hat der Bub zitternd geantwortet, „der Teufel hat gesagt, das sei für den Räuberhauptmann.“

Wie der Räuberhauptmann das hörte, hat er eine große Trube aufgemacht und da waren lauter scharfe Messer drinnen. Darauf hat er gesagt: „Bub, jetzt mußt du mir auch einen Geßalen thun.“

„D, das will ich von Herzen gern thun, Herr Hauptmann.“

„So hör' einmal. Mit jedem von diesen Messern da hab' ich einen Word begangen, und mit jedem dieser Messer mußt du mir nun ein Stück Fleisch aus meinem Körper schneiden! Aber das Herz spare bis zuletzt, und erst, wenn du mich sonst ganz zerstückelt hast, dann schneide mir auch das Herz witten auseinander.“

Auf diese Worte hat der arme Bub gesagt: „Das kann ich nicht thun.“

„Aber du mußt, ich hab' dir deinen Vater erlösen helfen, jetzt hilf du mich erlösen!“

Gut. Da hat der Bub doch die Messer genommen und den Räuberhauptmann in Stücke zerhackt. Und wie er zuletzt das Herz durchschneidet, da ist aus demselben eine weiße Taube gegen den Himmel geflogen.

Jetzt war's gut. Da ist am nämlichen Tag beim frommen Einsiedler der Engel mit der Speiß' ausgeblieben, und da fragt ihn der Einsiedler am nächsten Tag: „Du Engel, warum bist du gestern nicht gekommen mit der Speiß'?“

„Nieber Einsiedler“, hat der Engel darauf geantwortet, „gestern ist im Himmel so viel zu thun gewesen und ich hab' nicht Zeit gehabt. Weißt, es ist gestern dein Bruder, der Räuberhauptmann, in den Himmel eingezogen, und da haben wir Alle beisammen sein müssen.“

„Was, der Räuber? Und Alle beisammen?“ hat der fromme Einsiedler geschrien, „wie viele Engel müssen erst sein, wenn ich in den Himmel fahre?“

„Bei dir rihte ich es allein, mein lieber Einsiedler!“ hat der Engel geantwortet.

Wie der Einsiedler dieses Wort gehört hat, da ist er zornig geworden und hat geschrien: „Geh' ich mit einem Engel in den Himmel fahr', eher will ich mit neunundneunzigtausend Teufeln in die Höll' fahren!“

Da hat sich unter dem heiligen Mann der Boden aufgethan und es sind gekommen die neunundneunzigtausend Teufel und haben den Einsiedler hinabgestürzt in die Höll' und gerade hinein in den glühenden Kessel mit siedendem Pech.

Jetzt war's gut. Der Bauernbub ist mit der Unterschrift glücklich heimgekommen und so ist sein Vater erlöst gewesen.

Ich bin fort darauf und weiß nicht, wie es noch weiter gewesen ist.

„Dös is ober a schöne G'schicht gwen!“ verjeten die Zuhörer dankend, nachdem der Hansl geendet hat, „oba hiazt noch oane, Hansl, a lustige!“

Ich möchte nur, daß ich all' die Geschichten und Schwänke wüßte, die beim Spanhaken erzählt werden; ich wollte euch unterhalten eine lange Zeit und ihr müßtet lachen und schaudern zugleich, wenn ich euch vom Wünschhütel, vom Natterfranzel, vom Finguldenbeutel, von der Habergais u. s. w. berichtete. Ja, von der Habergais, die in den Mondnächten den Haber schwarz macht und sich dem Wanderer auf die Achsel setzt und ihm den Tod in's Ohr bläst! Und wißt ihr, wie der „Dnewigl“ — das ist eine arme Seel' — „herumtrömer“ auf der ganzen Welt und allerlei schreckliche Sachen treibt? Zwischen Elf und Zwölf eilt er gern über Wald und Feld als Lichtlein, und dem Baumersepp ist er gar einmal als Schimmel auf die Schulter gesessen, so, daß ihn der Arme eine ganze Stunde hat tragen müssen, bis er zu einem Kreuzweg gekommen, wo das Gespenst zurückblieb. Der Sepp war in Todesangst und er ist seit derselben Nacht nicht mehr recht gesund geworden.

Wie war's denn mit dem Haberleitner — der hatte vor wenigen Jahren noch einen großen Bauernhof und viele Reichthümer. Man sagt, in seinem Hause sei Geld versteckt gewesen, weil man auf dem Dachboden und in den Holzwänden oft Ähren gehört hat. Da hat man einmal spät am Abend eine weiße Gestalt über den Hof schweben gesehen und bald darauf bemerkte der Bauer am Fenster einen Schein; das war kein Gespenst, der Stall brannte und am Morgen darauf war der schöne, große Haberleitnerhof ein Schutthaufen. Ja, es war im Hause halt von irgend einem schon Verstorbenen Geld versteckt und das zündet!

Die Mädchen auf der Ofenbank rücken bei solchem Erzählen näher zusammen und der kleine Bub hält sich zitternd an den Hemdärmel des Vaters und weint beinahe, denn er hat sich bei all den schrecklichen Geschichten das Hößchen naß gemacht! . . .

Frägt ihr nun den Bauern, warum er es zugibt, daß man seinen Kindern die Furcht vor Gespenstern so in die Seele legt, so weiß er darauf gut Bescheid:

„Dös vaitest's ös nit“, sagt er: „Hiazt wa's freili leicht rod, oba wann meine Buaben amol größa wern, so will ich's nit, daß sie sich vo nix fürchten und daß i' ha da Nocht in da gonz Naohbarschoft umstrawanzn. Derowegn lozt mar eahna von Dnewigl vor, daß i' ichön dahoaam in eahna Bett bleibn!“

Also als Wächter der Sittlichkeit wird die Gespenstfurcht aufgestellt; nun, das löst sich allerdings eines nassen Hößchens, aber der Mann soll aus Erfahrung wissen, daß es eben die Furcht vor Gespenstern sein mag, welche den Jüngling von seinem einsamen Lager aufschreckt, um sich eine traute Genossin zu suchen! . . .

Auch davon wird bei der Spanvesper erzählt, doch in solcher Form, daß es der kleine Bub nicht versteht und der Alte nicht merkt.

Ist nun auf diese Art genug geschändert und gelacht, so kommt der Gesang an die Reihe. In jedem Hause ist Jemand, der singt. Zwar wird das zuerst gern aus Bescheidenheit von Einem auf das Andere geschoben und: „ich kann nit, mir is da Stimmsiock ichön umg'olln“, ist der gewöhnliche Vorwand, — aber zum Singen kommt es trotzdem.

Großes Interesse erweckt stets auch „Das Lied vom erschossenen Soldaten“:

Zu Preßburg, zu Preßburg Stell' ich's mein Unglück ja wohl an, Da wolle' ich befehlen'n Zu einem andern Herrn, Sollt aber nit lang währen. Um ein Uhr bei der Nacht Haben i' mich gefangen eingebracht: Sie stellen mich vor's Haus, O weh, mit mir is's aus, Was wird werden daraus! Meine Brüder alle drei Sind auch wohl alle drei dabei! Sie schießen her auf mich, Das Blut, das spritzt auf sie, Und das war meine Bitt: Wann ich erschossen bin, Legs mich auf Rosen und Jasmin, Das Grab von Warmorstein, Das Kreuz von Ofenbein, So schlaf ich ruhig d'rein.

„Geß's, hörts mar auf mit eurem traurin G'sang“, greint die Bäuerin, „singt's a mol a G'schichts. — Lusti sein, lustig sein, muach d' Engl' gleich g'reun!“

Sofort schnurren die Räuber frischer und in einer gar heiteren Weise erklingt „das Lied vom Lustigsein“.

Seid's fleißi, seid's fleißi, thuas singen und hupfn, So kom' Euch da Teuf' loa hart austrupfn; Bageß's nur auf's Bein und Darbeuten nia, Dös mocht euer Herz so jo guat und so freubi, Den Leib ah so räubi, so stork und so schneidi, Und's Eßn und's Trinken, dös schmecht ofo jo wia!

Und will unsa Herrgott Euch immeramol juach, So mißab's ichen gedult' Euch biagn und Euch dackn; A Herz, wer sich über an Uebel befozt; Wer's G'stimme nit kenn, ton ah's Guade nit gnassn, Wann ka Nocht nit wa, mißab's da Log Dan vadrassn; Dös hot icho mei Woda, mei Abnd' icho glogt.

So klingen ernste und lustige Weisen aus dem tiefen Herzen heraus und bis in die tiefe Nacht hinein und dabei schmalzen die Späne und schnurren die Spindel. Und wenn's nun gar an den Spansegen kommt, so klappt selbst der Bauer seinen Hausbuch zu und stimmt mit ein:

Laßt sie klopfen, die Gespenster An das Fenster! Draußen herrscht die böse Zeit, Drinnen die Gemüthlichkeit; Draußen liegt die schwarze Nacht, Drinnen wird der Span gemacht, Damit Licht im Hause sei Und der Segen auch dabei. Laßt sie klopfen, die Gespenster An das Fenster! Seht, es ist so winzig klein, Mag kein böser Geist herein!“